

Gespensstergeschichten aus Bern

Autor(en): **Correvon, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 12

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636278>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gespensstergeschichten aus Bern

Von Hedwig Corveon

Der schwarze Mann.

In der Nähe von Bern steht ein Haus, dessen Bauart sich von der anderer Häuser unterscheidet. Es sei das Säßhaus eines Klosters gewesen, erzählen die Leute. Die schmalen, kleinen Fenster des Hauses sind stets mit schönen Blumen geschmückt. Aber an den Fenstern der einen Hausseite wollen sie nicht gedeihen. Trotz aller Mühe und Sorgfalt werden sie nach kurzer Zeit schwarz, wie verbrannt.

Es ist in unsern Tagen geschehen, daß folgendes sich zuge tragen hat. Es wohnte in dem Hause eine Familie mit zwei Kindern. An einem Tage, als das eine Kind schlief, sah die Mutter einen schwarzen, unbekanntem Mann ins Haus hinein gehen und die Treppe hinauf eilen. Sie sprang ihm nach und sah, wie er vor dem Bettchen stand und das Kind immerfort betrachtete. Kurze Zeit darauf erkrankte das Kind schwer und starb, ohne daß ein Arzt die Todesursache erkannte hätte.

Es ging nicht lange, da erblickte die Mutter wieder einen schwarzen Mann und sah zu ihrem maßlosen Schrecken, daß er sich dem Bettchen des zweiten Kindes, das ruhig und sorglos schlief, näherte. Aber noch bevor die Frau einen Laut von sich geben konnte, war er wieder verschwunden. Im gleichen Augenblick, da er die Treppe hinunter ging, kam der Vater des Kindes das Treppenhaus hinauf. „Hast du den Mann gesehen?“ frug die Mutter außer sich vor Angst. Er hätte nichts, aber auch gar nichts gesehen, erklärte der Mann bestürzt, am wenigsten einen Menschen.

Einige Tage darauf starb das zweite Kind. Die Krankheit wurde auch bei ihm nicht erkannt.

Sklavenhändler.

An einer Straße, die in eine Vorortgemeinde führt, steht ein altes Herrschaftshaus. Der Herr, der es früher bewohnte, war ein reicher Mann. Er lebte aber gänzlich zurückgezogen und sprach mit niemand ein Wort.

Man wußte, daß er einstmals ein armes Bübchen war, dann aber, in späteren Jahren, reich, sehr reich wurde. Wie, das erfuhr niemand genau.

Auf dem Dache des Hauses befindet sich ein Kamin, dessen blecherner Aufsatz beim Drehen sonderbare Töne hervorbringt. Die Leute in der Nachbarschaft fürchteten sich: die Laute gingen allen durch Mark und Bein. „Die Sklaven, mit denen der Hausbesitzer gehandelt hat, klagen und weinen“, sagen dann die Leute, und gehen alsdann dem Manne in noch weiterem Vogen aus dem Weg.

Ein Unheilsbote.

Einige junge Leute wollten in eine Nachbargemeinde gehen, um sich auf einem Tanzboden zu vergnügen. Sie waren lustig und heiterer Dinge und schmiedeten Pläne für den fröhlichen Abend, der ihnen in Aussicht stand. Als sie aber bei der Brunnenstube oben am Murgauerstalden ankamen, da schreckten sie zusammen: hinter dieser stand wie aus dem Boden gewachsen ein Mann in Kniehosen, in groben, breiten Halbschuhen mit Schnallen, so wie die Bauern sie früher getragen, und mit einer Zipfelmütze auf dem Kopf. Ein Bauer entschwendener Jahrhunderte. Die Stadtburschen blickten ihn erstaunt an, da hob die Gestalt drohend den Finger und nickte ernsthaft mit dem Kopf.

Das fröhliche Lachen war auf einige Zeit verstummt. Aber im Weiterfahren gewann die lustige Stimmung wieder die Oberhand.

Am selben Abend entstund auf dem Tanzboden eine blutige Schlägerei, und zwei der Stadtburschen mußten als Leichen weggetragen werden. Wer war der Warner bei der Brunnenstube? Das hat niemand je erfahren.

Das Armenweggli.

Es gibt so vieles und manches, das liegen bleibt oder unterlassen wird, wenn Umstürze unser Staatsleben erschüttern. Und so vieles, das nicht mehr ausgeführt werden konnte, bringt edle Seelen um ihre Grabesruhe. Zu bestimmten Zeiten erschien früher auf der Plattform an der Stelle, wo die Sakristei mit vergitterten Fenstern auf das Grün hinausblickt, eine hohe, vornehme Männergestalt. Ruhelos wanderte sie auf und ab, die Hände auf dem Rücken. Von den Männern und Frauen, die sich heute auf den Bänken der Plattform ausruhen und sonnen, haben noch viele diese Erscheinung gesehen.

Jetzt scheint der Herr Ruhe gefunden zu haben. Denn er erscheint nicht mehr. Man will wissen, er sei der letzte Schultheiß von Bern gewesen. Der Gedanke, daß die Armenweggli wegen des Einmarsches der Franzosen nicht mehr richtig hätten ausgeübt werden können, ließ ihm, so wird erzählt, im Grabe keine Ruhe. Er konnte seinem Enkel davon Mitteilung machen und ihn bitten, die Sache in Ordnung zu bringen. Das Brot der Armen erreichte die, denen es zugedacht war wieder, und von da ab erschien der Herr nicht mehr auf der Plattform.

Ein düsterer Zug.

Über der Herrengasse, vom Stifte herkommend, bewegt sich zu bestimmten Zeiten ein geheimnisvoller Zug. In wohlgeordneten Reihen zieht er über die Firsten und Türmchen der Häuserreihen. Voran Reiter auf weißen Pferden, hinterher Männer, Frauen, Kinder, junge und alte, schwache und in der Vollkraft ihres Lebens stehende. Kein Johlen, kein Klagen oder Schreien, und auch kein Klaffen von wilden Hunden wie etwa beim wilden Heer. Ernst wandelt der Zug. Er schwebt, denn kein Fuß berührt die Dächer.

Das ist der Zug der Verstorbenen, die von uns gehen, um in irdischer Gestalt nie mehr zurück zu kehren. Lautlos, flaglos wandert er in die dunkle Nacht — wohin?

Romödienpiel.

Es geschah in einem Hause an der Matte, das einstmals so etwas wie eine Amtschaffnerei war. Dort bereiteten sich die beiden Töchter des Hauses auf einen geselligen Abend vor, an dem sie die Rollen eines Theaterstückes spielen sollten. Auf dem Estrich hatten sie in einer geräumigen Kammer die Theaterkostüme ausgebreitet, und dort übten sie ihre Rollen ein. Es war ein lustiges Romödienpiel, das sie vorbereiteten, und alles machte ihnen großen Spaß. Einstmals, als sie ihrer Rollen nahezu ganz sicher waren, gingen sie einen Augenblick von ihren Proben weg. Die Theaterkleider hatten sie wieder an die Nägel gehängt und über die Stühle ausgebreitet.

Sie öffneten die Türe und blieben erstarrt, versteinert ob dem, das sie sahen, stehen. Das waren ja ihre Theaterkleider, die sich da bewegten und, von unsichtbaren Gestalten getragen, etwas aufzuführen schienen. Das waren ja ihre Rollen, die sie spielten, und zwar setzten sie ein, wo die Mädchen aufgehört hatten und führten deren Mimen und Spielen ganz einfach fort. Ganz genau nach dem Texte führten sie die Rollen zu Ende. Aber was war das? Aus dem heitern Spiel wurde ganz plötzlich ein furchtbares Geschehen. Statt des Spighutes trug die eine Gestalt plötzlich einen spitzen Dolch in der Hand. Und die andere hielt statt des koketten Fächers ein Messer. Sie fuhren aufeinander los — Blut spritzte aus den Kleidern. Röcheln. —

Die Mädchen stürzten die Treppe hinunter. Niemand wagte sich mehr in die Kammer. Noch heute müssen die Kostüme so wie damals dort liegen.

Fortsetzung folgt.